

Kicken statt Koranschule

Von Sebastian Sons

In muslimischen Gesellschaften hat der Fußball eine ebenso bedeutende Stellung wie in Europa. Er ist dort wie hier Ausdruck von Hoffnung und sozialer Anerkennung. Sinnbild der Moderne. Aber auch politisches und religiöses Instrument.

Die Erfahrung war beeindruckend. An einem kühlen Mittwochabend machten sich zwei Deutsche auf, Fußball zu schauen. Fernab der Heimat. Bayern München in der Champions League. Das ist in Deutschland kein Problem. Kneipen mit Videoleinwänden sprossen in den letzten Jahren zuhauf aus dem Boden. Doch man war nicht in Deutschland, sondern in Syrien. Um genau zu sein in der Hauptstadt Damaskus. Die Frage war aber überraschenderweise nicht, wo konnte man das Spiel sehen, sondern wie? Denn: Überall wurde Fußball gezeigt; alle Cafés, Bars, Restaurants, Klubs waren überfüllt.

An kleinen wackligen Metalltischen drängten sich syrische Männer um winzige Fernsehschirme, Zigarettdunst waberte durch die Luft, leidenschaftliche Diskussionen um Ronaldinho und Ballack überdröhnten sogar den lautstarken arabischen Kommentator. Und die zwei Deutschen quetschten sich dazu und wurden dauernd von den anderen Gästen gefragt: Wer wird Weltmeister? Brasilien! Waren sich die Syrer einig. Ballack? *Tamam*. Aber Ronaldinho? *Mumtaas!* Eigentümlich heimisch und doch wieder fremd, diese Erfahrung in der Damaszener Altstadt. Zwei Kulturen, eine Leidenschaft. Nichts trennte einen an diesem Abend, weder Religion noch der Irakkrieg. Der Zusammenhalt war rund und aus Leder.

Fußball ist in der muslimischen Welt ebenso populär wie in Europa. Als in Ägypten im Frühjahr der Afrika-Cup stattfand, legten feiernde Anhänger zu den Spielen die Hauptstadt Kairo lahm. Nach dem Sieg des Gastgeberlandes gegen die Elfenbeinküste befand sich das fußballverrückte Ägypten im Ausnahmezustand. Längst besitzt der Fußball in muslimischen Gesellschaften eine soziale Bedeutung.

Darüber hinaus spielt Fußball auch eine wesentliche Rolle für das religiöse Leben der Muslime. Zwar akzeptiert in der Öffentlichkeit, versuchen jedoch hin und wieder mehr oder weniger seriöse islamische Geistliche, den Fußball als unislamisch zu charakterisieren und ihn als westliches Produkt der Ungläubigen darzustellen. So veröffentlichte die saudische Zeitung *al-Watan* letztes Jahr eine äußerst umstrittene *Fatwa* des Scheichs 'Abdallah Al-Najdi, die das Fußballspielen nur unter bestimmten Auflagen erlaubt, da es sonst gegen islamisches Recht sei. So solle auf die vier Linien zur Begrenzung des Spielfeldes verzichtet werden, da es sich dabei um häretische Regeln handle, an die sich Muslime nicht halten dürfen. Darüber hinaus seien Begriffe wie „Elfmeter“ oder „Foul“ ebenfalls Termini der Ungläubigen, so dass jeder Spieler, der sich dieser bediene, vom Spiel ausgeschlossen werden müsse. Weiter solle nicht mit elf Spielern aufgelaufen werden, Shorts und Trikots müssten durch weite Kleidung ersetzt werden – kurz: Fußball solle auf islamische Weise ausgeübt werden. Das heißt konkret: Nicht, um seinen Gegner zu bezwingen, sondern nur, um die Fitness zu trainieren. Man brauche einen gesunden Körper, wenn Gott die Gläubigen zum *Jihad* rufe.

Es erscheint fragwürdig, ob diese *Fatwa* eine große Breitenwirkung besitzt und auf welcher religiösen Legitimation sie fußt. Wahrscheinlich wurde sie im Namen des saudischen Regimes veröffentlicht, um islamistische Ideologien in Misskredit zu bringen und sie der Lächerlichkeit preiszugeben. Obwohl Fußball in vielen muslimischen Gesellschaften längst zum beliebtesten Volkssport aufgestiegen ist, wird er eben gerade deswegen gern als Instrument egoistischer Interessen benutzt. Angeblich sollen, aufgrund dieser *Fatwa*, drei Spieler des saudischen Fußballklubs „*Ar-Rashid*“ den Spielbetrieb eingestellt und sich in den Irak begeben haben, wo sie das Terrornetzwerk von Abu Musab az-Zarqawis rekrutiert haben soll.

Dieses umstrittene Beispiel zeigt jedoch: Der Wandel in der muslimischen Welt, der Umgang mit Religion und Moderne, sowie die gleichzeitige Rückbesinnung auf islamische Werte in Zeiten von Globalisierung und Internet charakterisiert sich nicht bloß in Politik und Kultur, sondern auch im Sport. Dabei verbietet der Islam weder Sport im allgemeinen, noch Fußball im speziellen. So kritisierten denn auch islamische Religionsgelehrte die *Fatwa*. Der saudische *Mufti*, Scheich 'Abd al-'Aziz ibn 'Abdallah Aal Shaikh, forderte gar einen Gerichtsprozess, um die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen. Es sei keine Sünde, nichtarabische Begriffe wie „Foul“ zu benutzen, immerhin habe der Prophet Muhammad selbst nichtarabische Termini verwendet. Fußball sei mittlerweile ein weltweit anerkannter Sport und dürfe nicht allein den Ungläubigen vorbehalten sein.

Eher Konflikte alltäglicher Art gibt es bei der Ausübung der religiösen Pflichten, wie beispielsweise der Einhaltung des Ramadan: So litt der Fußballprofi Mamadou Diabang bei seinem Wechsel zum damaligen Bundesligisten VfL Bochum unter der Fastenpflicht während der täglichen Trainingsarbeit. Körperliche Anstrengung ohne Nahrungs- und Flüssigkeitszunahme verursachte bei ihm Konzentrationsmängel und Schwäche. Er fand einen Kompromiss: Während des Trainings brach er das Fasten, holte den Ramadan dafür im Urlaub nach. Ein Imam aus seiner Heimat Senegal habe ihm versichert: „Wenn der Job, von dem du lebst, es nicht zulässt, dass du fastest, dann ist es in Ordnung, wenn du es lässt.“ Islamisches Recht nimmt Kinder, Schwangere, Kranke, Reisende und körperlich schwer Arbeitende von der Fastenpflicht aus. In muslimischen Ländern wird daher während des Ramadans erst nach Sonnenuntergang trainiert und gespielt. Der Halbzeitpfeiff ertönt kurz vor dem Aufruf des *Muezzins* zum Abendgebet, manchmal werden Fußballspiele für das Gebet unterbrochen.

Doch während sich der Fußball in der muslimischen Männerwelt längst durchgesetzt hat, haben es Frauen schwerer: Ihnen wird noch oft der Zugang zu Fußballspielen erschwert. Die Begründung: Frauen sollen durch die Schimpftiraden muslimischer Männer im Stadion nicht belästigt werden. Auf der diesjährigen Berlinale lief zu diesem Thema der Film „Offside“, der mit dem Silbernen Bären ausgezeichnet wurde: In ihm schmuggeln sich junge iranische Frauen zum Länderspiel Iran gegen Bahrain ins Teheraner Stadion. Verhüllt und geschminkt gehen sie ihrer Leidenschaft nach.

Als Frau Sport zu treiben, ist in vielen männerdominierten islamischen Gesellschaften noch immer kompliziert. Dabei betonen islamische Sportwissenschaftler, dass Gesundheit und Fitness für beide Geschlechter wichtig und durch sportliche Aktivitäten zu fördern seien. Trotzdem: Nicht nur das männliche Geschlechterbild, auch religiöse Regeln erschweren es den Frauen, Sport zu treiben. Die strikte Kleiderordnung, nach der sich Athletinnen mit weiten Kleidern verhüllen sollen, ist in vielen Sportarten hemmend. Ebenso fürchten viele Frauen, dass beim Sport ihre Jungfräulichkeit verletzt wird, was nach wie vor ihre Heiratschancen sowie ihre soziale Stellung verringern würde. Dabei wurden vom iranischen Olympischen Komitee bereits 1964 vier Athletinnen zu den Wettkämpfen nach Tokio geschickt und 1998 durften Frauen auch Fußball spielen. Ohne Männer.

Neben der gesellschaftlich-religiösen Rolle des Fußballs zeigen historische Beispiele aus Sansibar und Nigeria, welche politische Bedeutung der Sport in muslimischen Gesellschaften haben kann. Islamische Reformbewegungen in Sansibar gründeten eigene Fußballmannschaften, die der jeweiligen *madrasa* (Religionsschule) angeschlossen war. So band man Jugendliche stärker an sich, gestaltete die Freizeit neu und bildete „neue Formen der sozialen Organisation“, wie der Islamwissenschaftler und Afrika-Experte Roman Loimeier in seinem Aufsatz „Ist Fußball unislamisch? Zur Tiefenstruktur des Banalen“ beschreibt.

Fast wie in Saudi-Arabien 2005 kritisierte auch in Nordnigeria ein Imam Anfang der 90er Jahre den Fußball als unislamisch und westlichen Export. „Fußball ist schlecht“, sagte er während einer Freitagspredigt, „weil er die Gedanken der Jugend verwirrt, und zwar so sehr, dass sie die ganze Zeit nur noch Fußball im Kopf haben und nur noch Fußball spielen wollen.“ Bereits seit den 50er Jahren hatte sich der Fußball in Nigeria verbreitet. Einst von den

britischen Kolonialherren eingeführt, wurde das Kicken zunehmend begeisterte Freizeitbeschäftigung der Jugend. Für Religionsgelehrte nicht hinzunehmen. Fußballfelder und -teams schossen aus dem Boden, Gelder flossen in Fußbälle, statt an die Koranschule, das Interesse am Islam ließ deutlich nach. So verbrachten viele Kinder mehr Zeit auf staubigen Bolzplätzen, anstatt den Koran auswendig zu lernen.

Doch religiöse Gelehrte reagierten auf die runde Gefahr: Sie verkauften Glücksbringer an Fußballspieler oder rezitierten zu Beginn eines Spiels gegen Entgelt Koransuren. Außerdem nutzte die islamische Reformbewegung *ʿYan Izala* den Fußball, um ihre etablierten politischen Gegner zu schwächen. Der Fußball wurde also Mittel zum Zweck, Instrument einer religiös-dogmatischen Auseinandersetzung. Rechtsgelehrte versuchten, junge Kicker zu beeinflussen und für die jeweiligen Ideologien zu gewinnen. Die Verdammung des Fußballs seitens der etablierten religiösen Eliten stellt für Loimeier demnach nicht nur eine befremdliche religiöse Weltsicht dar, sondern vielmehr den Ausdruck eines „verzweifelten Verteidigungskampfes gegen den fortschreitenden Verlust ihres gesellschaftlichen Einflusses.“

Nicht nur in westlichen Gesellschaften trägt der Fußball eine soziale Bedeutung, auch für die muslimische Welt ist er Ausdruck von Konflikten, Wandel, Zukunft und Vergangenheit. Er erscheint als Spiegel der Zeit, ganz egal, ob in einer dunklen Berliner Eckkneipe oder in einem überfüllten Damaszener Café: Die Liebe zum Fußball verbindet. Während der Weltmeisterschaft im Sommer werden Millionen Muslime mitfiebern. Nicht nur mit Ballack oder Ronaldinho. Auch mit den Nationalmannschaften des Iran, Saudi-Arabiens und Tunesiens.